

Jürgen Landwehr

Die poststrukturalistische Herausforderung

Versuch einer »Dekonstruktion«

Stat rosa pristina nomine,
nomina nuda tenemus.

(Die Rose von einst steht nur noch
als Name, uns bleiben nur nackte
Namen.)

Eco

Postludierendes als Präludium

Wes Namen ich hab, des Herr ich bin.

»Poststrukturalismus«. Nur – dies ist kein Name, sondern Bezeichnung für eine Relation: für alles, was »nach dem Strukturalismus« kommt. (Ob es »den Strukturalismus« je gegeben hat, ist jetzt schon gleichgültig. Wir haben den Namen, das genügt.) Die Bezeichnung »Poststrukturalismus« darf man getrost bedenkenlos gebrauchen, da ihr nun sicher keine »Substanz« zu entsprechen braucht, keine (einheitliche) Schule, Richtung, Mode, keine paradigmengestaltende Wissenschaft oder Philosophie. Referenz ist abgesagt, und so kann unter diesem Etikett das ganze Gewimmel firmieren von Schreibern (auch und gerade, wenn sie die »Unlesbarkeit« von Schrift verkünden)¹ und Schreibweisen (die nicht der Schreiber eigene sind) und (möglichst unlesbaren) Schriften; von Nichtphilosophen, die an philosophischen Instituten betrieben werden von (Nicht-)Philosophen; von »Geisteswissenschaften« und »-lern«, denen der Geist ausgetrieben ist.² Schon die Frage, was denn nun, oder schlimmer: wer »eigentlich« dazugehört, ist eine Sünde wider den poststrukturalistischen Nichtgeist. – Einziges Kennzeichen bisher: es gibt, es darf nichts Bestimmtes geben. »Ich bin ein anderer.«

»Poststrukturalismus« – das Präfix paßt. Es fügt sich schön ein in »Postmoderne« und ihren – unfeststellbaren – »Zeitgeist«, der, versteht sich: avanciert gedacht, einzig noch zu bestimmen wäre durch das Bewußtsein des Alles-hinter-sich-Habens. Zwei Dinge freilich sind noch nicht ganz vermeidbar: zu leben und irgendetwas zu tun. Da wir, einschließlich der »Moderne«, alles hinter uns haben und es schon lange nicht mehr um »uns« (als Menschen, als Subjekte, als Individuen gar – welche Anmaßung!) geht und alles gesagt ist, bleibt uns nur das Zitat, die fremde Rede (die es »im Grunde« immer schon war, auch als wir noch zu reden meinten), und zwar nicht ordentlich, evtl. sogar »wissenschaftlich«, sondern »wild, spielend, delirierend«: »Anything goes«, Postludium. Denn alle Ordnung ist nichts als »Wille zum Wissen« und damit »zur Macht« und damit von Übel.³

Thema I

Nicht wir sprechen, sondern wir werden gesprochen: »Es« spricht,⁴ oder die Diskurse machen uns zu ihren »Subjekten« sensu stricto, zu ihren »Unterworfenen«. Was gesagt werden kann, ist nie das »Eigentliche«, sondern immer nur Zerstreutes, Verschobenes. Und damit wird es gleich gültig und gleichgültig. Der alte Bestand an Theologien, Ontologien, Philosophien, Poesien ist uns nur mehr »imaginäre Bibliothek«, verfügbar, kombinierbar, verschaltbar – und beliebig: Entwürfe, Strukturierungen, Systeme, die wir nur noch abbauen, eben »dekonstruieren« können, um hinter ihre Konstruktionen zu kommen und uns wundern zu dürfen, daß jemand jemals an sie »glauben« konnte. Sprach- und Signifikantenspiele schon sie, doch undurchschaut von ihren Konstrukteuren und Gläubigen. Uns bleibt der Genuß des Durchschauens; dahinter ist nichts. Oder ein unendlicher, unaufhebbarer Mangel an Sein, an Sinn, kompensiert durch den Willen zur Macht.

Vorbei soll es sein mit der »Onto-Theo-Teleologie«, mit der »Metaphysik« im allgemeinen und der »Metaphysik der Präsenz«, dem Wahn sprachzuvermittelnder »Repräsentation« im besonderen. »Geschlossen« werden soll die ganze Ära von Philosophie, die so etwas wie »Ideen«, »Logos«, »das Subjekt«, »Sinn« und »Sein« zu denken unternahm und (vermeintlich) ins Zentrum ihrer Systeme stellte. Angesagt sind stattdessen: die Abwesenheit, der Mangel, die Dissemination, die Leere, das subjektlose Walten der Diskurse und der dezentrierten Strukturen.⁵

Die Herausforderung an unser – offensichtlich unausrottbares – Sinnbegehren ist vehement und wird scharfzünftig vorgetragen. Der Herausforderung entspricht die Reaktion der Herausgeforderten: ein Rückzug für alte, »aufklärerisch-emanzipatorische« Positionen bei den Gebildeten unter den Verächtern, ein Schwanken zwischen hilfloser Verachtung und angstgrundiertem Lächeln bei denen, die hoffen, auch diese Karawane werde weiterziehen und in irgendwelchen Wüsten verschwinden; und andererseits die bedingungslose Kapitulation im Mitlaufen, ja im Überbieten der (schon wieder) Vorbilder und Autoritäten. Diese Reaktionen sind nicht zufällig. Denn wo nichts »Positives«, keine »Positionen«⁶ mehr greifbar sind (oder sein sollen), scheinen nur Fluchten oder Kapitulationen möglich; auch die Magie des Namens müßte versagen, und über »Poststrukturalismus« ließe sich nicht reden oder schreiben. Man müßte mittun oder fliehen. Angstreaktionen beides, die Angst, sich auszuschließen, nicht avanciert zu sein zum einen, zum andern die Angst vor der Herausforde-

rung, die nun so spielerisch-beliebig nicht mehr ist. Unter der postmodern-zeitgeistigen Spielweise liegt ein Abgrund.

Metaludium: Wozu und wie »darüber« schreiben?

Angstreaktionen allein wären Grund genug, sich mit »Poststrukturalismus« zu befassen, im widersprüchlichen Vertrauen auf die (alte) bannende oder (neuere) therapeutische Kraft der Sprache, des »Besprechens«. Aber es gibt noch weitere Gründe dafür, auch hier, auch in diesem Kontext.

Zum einen: Programm-ungemäß ist »der Poststrukturalismus« längst zum Faktum, zum kulturbetriebsfördernden Faktor geworden; (s)ein Gespenst geht seither um in Europa, in Frankreich zumal, vehement nun auch in den USA. Längst gibt es »Vertreter«, gibt es Institute unter seinem Zeichen; längst ist er (selbst zitierbare) »Schule« und Paradigma, gibt es Bücher über ihn, gibt es ein »Drinnen oder Draußen«, gibt es schließlich »ursprüngliche Schriften« und »gefallene Nachahmungen«⁷ und Kritik, gibt es die Autoritäten. Damit ist »Poststrukturalismus« zum Namen geworden nun doch – und was in seinem Namen geschrieben ist, wird selbst dekonstruierbar.

Zum zweiten: Sprachinteressierten und wissenschaftlich mit Sprache Befassten muß Poststrukturalistisches zur Herausforderung werden, ist Sprache doch nicht nur weithin sein Gegenstand, sondern ist Sprache, Sprachartiges sogar sein Grund und Ausgangspunkt. Und das zu Sprache (und Schrift und Texten) in ihm Geschriebene hat Konsequenzen für »unsere« Sprachauffassung, »unseren« Sprachgebrauch und einiges mehr. Diese Konsequenzen sind, weiß Freud, keineswegs »unschuldig«.

Zum dritten: Bei allen schriftlichen, historischen und darum feststellbaren Spuren, die er hinterlassen hat, soll und will »der Poststrukturalismus« kein System, keine Ordnung sein; seine Schriften und Schreiber sind über ihre Historiker »immer schon« hinaus, programmgemäß, ironisch. Deshalb folgt hier auch kein Bericht, schon gar kein »Forschungsbericht«. Dafür gibt es längst umfangreicheres, Fundiertes.⁸

Die andere Möglichkeit, die Kopie, den Zitat- und Paraphrasensalat, den »Derridadaismus«⁹ versage ich mir gleichfalls weitgehend; die Begriffe aber, die den Poststrukturalismus so faszinierend-irritierend und kenntlich machen, sollen kontextuell eingeführt werden durch erzählende und erläuternde Umschreibungen – und wider mögliche Ängste. Kennern und Liebhabern sage ich nichts Neues; »uns Randgängern« aber möchte ich anregend sein: zum therapeutischen Dekonstruieren. (Apropos »ich«. Wer spricht? – Dieser Text, wer sonst.)

Den Verfechtern zum Trotz, den (gläubigen) Anhängern zum Tort versuche ich, Text, nämlich eines: eine Beschreibung des Poststrukturalismus durch eine halbwegs systematische, versuchsweise lesbare Bestimmung dessen, was ihn »im Grunde« bewegt, was »er« daraus macht zumindest dort, wo er zu Texten geronnen ist, und wohin das führen möchte. Und ich, Text, verstehe mich dabei als Dekonstruktion.

Ich unternehme dies um so gelassener, als mir – programmgemäß! – dabei keine »Fehler« unterlaufen können, schon weil nicht »ich« hier spreche, sondern eben dieser Text, dem sich (sic!) dann noch etwelches »Diskursive« einschreibt oder aus dem »Es« spricht; weil das Geschriebene, als irgendeine Konfiguration von gegenwärtig Möglichem, eh gleichgültig ist; und schließlich und vor allem: Wenn Dekonstruktion »durch Wiederholungen, Abweichungen, Entstellungen« überhaupt erst zustande kommt, kann sie (mit einer meiner Autoritäten, J. Culler) aus den poststrukturalistischen Schriften nur hervorgehen durch »Nachahmung, Zitat, Verzerrung, Parodie«.¹⁰ Dies sei mir Programm: Vor-Schrift und Vorschrift.

Leit_d-Motivliches

Wo beginnen? Wenn es – nochmals: programmgemäß – kein Erstes, keinen Anfang noch Ursprung geben kann und wenn, was beschrieben werden soll, kein System ist und keine Ordnung haben oder konstituieren soll, bleibt mir, auch mir, nur eines, was sich immer schon bewährt hat, wenn wir mit Unordnung und Verwirrendem konfrontiert (worden) sind: eine Geschichte zu erzählen. Genauer: nachzuerzählen.¹¹

Nachzuerzählen wäre die »Geschichte von Infans«, vom kleinen Menschenwesen, das »nicht sprechen kann«, eine Geschichte, die Jaques Lacan (nach-?)erzählt: Schon vor seiner physiologischen

Frühgeburt macht Infans einige Abtrennungen mit (Eiteilung, Reife-Teilungen, Abtrennung von Eihüllen und Plazenta); die Geburt wird zum Trauma, zur gewalttätig-schmerzlichen Trennung vom bergenden und nährenden Mutterschoß; schließlich erfährt Infans den Verlust der Mutterbrust, – Abtrennungen, die sich fortzusetzen scheinen und sich in Infans' Seele einschreiben (!) als »Imago vom zerstückelten Körper«. Mit sechs Monaten aber macht Infans eine beglückende, aber höchst gefährliche Erfahrung: Im »Spiegelstadium« sieht Infans sich im Spiegel – und erkennt, daß es ganz ist, ein Erkennen, das zugleich ein Verkennen ist. Denn das Bild ist »imaginär«, nur eine Illusion von idealer Einheitlichkeit und Ganzheit des Ich, denn diese ist, als Bild, ja außerhalb von Infans und zudem »verkehrt« im eigentlichen Sinne: die narzißtische Stufe wesenhafter Entfremdung. Von ihr führt der Weg, wird er nicht verlassen oder durchkreuzt, zur Spiegelungssucht aller Narzisse, zur Sucht nach Überbildern des eigenen Ich in »Vorbildern« wie Heroen, Genies, Dichtern, die nichts anderes sind als Wunsch-, als Liebes- und Haßprojektionen des eigenen Ich. Ich liebe dich, weil du mir mein besseres, größeres Ich gibst (und hasse dich zugleich dafür). Es warten: die Neurose, die Paranoia, die Couch, die Klinik.

Vorgebildet ist diese spiegelhafte, »spekuläre« Relation aber schon im Mutter-Kind-Verhältnis, in der Dyade. Infans begehrt seine Mutter, zur (Wieder-)Herstellung seiner Ganzheit und zwecks Befriedigung seiner Bedürfnisse. Und die Mutter liebt, begehrt das Kind, auch weil es sie begehrt, und so begehren beide das Begehren des anderen. Und können es doch nicht erfüllen, da beiden Zentrales fehlt: der Phallus. Ersatz tut not. Ersatz schon findet Infans für die entzogene Mutterbrust in Daumen und Bettzipfel; und da es seine Bedürfnisse (nach Ganzheit, Unversehrtheit, Nahrung) nicht »unmittelbar« äußern kann, schreit es – und praktiziert in beiden Techniken bereits die »symbolische Ordnung«, wie es auch die Mutter tut, wenn sie Infans nicht mehr »ganz« machen kann, sondern es, als Ersatz (Er-Satz), in ein »Sprachbad« taucht. So wird die narzißtisch-imaginäre Scheineinheit der Mutter-Kind-Dyade bereits durchkreuzt von einer Ordnung, die nicht die der beiden ist, und die ihr Wechselbegehren nun nach ihren, der Ordnung, Gesetzen umformt, eben: sich unterwirft, »subvertiert«. Gesprengt wird so, immer schon, »der Rahmen imaginärer Dualität«,¹² wird die Dyade heilsam-heillos erweitert zur Triade durch die »symbolische Ordnung« und ihren Repräsentanten, den Vater, den »großen Anderen« (der also noch ein bißchen mehr und gewaltiger »anders« ist als »der kleine andere«, die Mutter). Die Funktion des Vaters wird so von Lacan auf der Ebene der Sprache angesiedelt; die Sprache ist »nom du père«.

Dies erklärt auch die Subversion des Begehrens durch die Sprache. Die Sprache, alles sprachhafte Verzeichnen ist immer ein Verzeichnen, ein Ersatz für das unerfüllbare Begehren nach einer von allem Anfang an nicht-gegebenen Ganzheit und damit schon Ausdruck dieses Mangels. Sie kann aber kein »eigentlicher« Ausdruck dieses Mangels sein aus mehreren Gründen. Zum einen müßte sie ja, sollte sie »voller« Ersatz sein, gesprochen werden und geformt sein von einem Ort eben der Ganzheit her, die es nie gab. Zum andern müßte sie ganz der Logik des je eigenen (doch was kann hier »eigen« sein, wo alles von außen zugefügt wird?) Begehrens folgen, und schließlich dürfte sie eben nicht nur Zeichen sein, nur »quid pro quo«, das nur signifiziert, nicht aber im strengen Sinne »repräsentiert«, wovon sie reden sollte oder möchte. Sowenig Daumen oder Bettzipfel die Mutterbrust sind, sowenig können Wörter und Sätze die fehlende Ganzheit sein und darum auch nicht »ersetzen«. Aus dem Mangel an (eigentlichem) Ausdruck wird Sprache zum Ausdruck des (unaufhebbaren) Mangels.

Dieses »Fehl« aber hat, wir bewegen uns im Felde der Psychoanalyse, dennoch seinen Ort. Es ist, abermals, das, was (zunächst) Kind und Mutter fehlt, der Phallus, der so zum paradoxen Symbol wird, das sich selbst als fehlendes symbolisiert: ein »signifiant«, der »den Mangel an »signifiant« bezeichnet.¹⁴ Diese Relation (in doppelter Bedeutung: lateinisch »relatio« heißt eben auch »Bericht, Erzählung«) erlaubt es Lacan und seinen Nachschreibern, die zunächst sicher irritierende, lächerlich-erschreckende Gleichsetzung von Sprache und Phallus vorzunehmen. Denn der Phallus steht dann nicht mehr nur für das väterliche Element, sondern für das, was allen fehlt: Signifikant des Mangels schlechthin.

Heillos bleiben alle Signifikanten von diesem Grundmangel infiziert und im strengen Sinne »entstellt«. Mag dieses Fehl(en) auch die Bewegung von Sprache (und allem »Symbolischen«) motivieren und antreiben, so kann diese es doch weder beheben noch etwas, das es nur als »Mangel« gibt, repräsentieren. Deshalb kann »eigentliche« Rede nicht statthaben, alle Rede ist uneigentlich, verschoben, metonymisch (wie vorgezeichnet in der Verschiebung Daumen – Mutterbrust – Mutter – imaginäre Ganzheit) oder metaphorisch (wie ja in der Metapher das »Gemeinte« nicht dasteht, sondern – »tertium comparationis« – erst ge-/erfunden werden muß). Abwesenheiten und Abgründe.

Krebstgang

Die symbolische Ordnung, in die schon Infans eintreten muß, um wenigstens etwas (nicht »sich«, wo wäre dieses Selbst, außerimagnär?) artikulieren zu können, ist immer eine fremde Ordnung, zunächst die des großen Anderen, des Vaters, die jedoch dieser nur repräsentiert, keineswegs aber macht. Hier nun wäre eine zweite Geschichte nach-nachzuerzählen, eine nicht mehr ontogenetische, sondern eine phylogenetische, unter Berufung z.B. auf die (Nach-) Erzähler Foucault und Derrida. Denn diese Ordnung hat ihre Geschichte, und zwar eingeschrieben. Zu erzählen wäre von irgendwelchen urhordlichen Lebewesen, die »eines Tages« das Inzestverbot erfanden, und damit Tabus und Regeln (z.B. den »Frauentausch«) und damit die Kultur, das Andere der Natur. Der Anfang? Mitnichten. Um überleben zu können, hatten jene Lebewesen »immer schon« unterscheiden müssen: »genießbar/ungenießbar, gefährlich/ungefährlich, männlich/weiblich ...«. Am Anfang war die »différence«,¹⁵ die Unterscheidung, die »Urschrift«, – mit geschichte(n)-machenden Folgen.

Um etwas als etwas bestimmen zu können, muß man es ja isolieren, von anderem abheben, eben: unterscheiden. Da ich, Text, räumlich beschnitten bin, als Zitat:

Man kann das Identische nur denken, indem man es different vom Differenten denkt. Die Differenz erst erlaubt es dem Identischen, es selbst zu sein. Allgemeiner gesprochen kann man nicht ein Selbst setzen, ohne es anders als das Andere zu setzen. Um des Anderen willen ist das Selbst, was es ist und sein soll: das Selbe. (Descombes,¹⁶ H.i.O.)

Etwas ist also »es selbst«, nicht weil ihm irgendeine metaphysische Instanz sein »Wesen« gegeben hätte, sondern weil es sich von allem anderen unterscheidet. Diese Differenzierung (Differenz als Prozeß) hat ihr Bild in der Schrift, daher »Urschrift«: Ein Buchstabe des Alphabets ist bestimmt nicht durch (s)eine Substanz, sondern allein durch seine Unterschiede zu allen anderen Buchstaben: A ist nicht-B, nicht-C ... »Grammatologie«.¹⁷ Es ist dies die »differenzielle Profilierung« und der Ort, sich mit den Poststrukturalisten auf Saussure zu beziehen, von dem überliefert wird: In der Sprache gibt es nur Differenzen. Im Sprachsystem (»langue«) ist demzufolge der »Wert« eines Zeichens bestimmt allein durch seine Differenz zu allen anderen Zeichen, lautlich, graphisch – und eben auch semantisch. Denn im Unterschied zum schlecht-überlieferten Saussure »klebt« am einzelnen Signifikanten nicht (s)ein Signifikant, wie Saussures Baum-Bild suggerieren könnte;¹⁸ der Strich wird zur Schiene. Vielmehr ist Bedeutung selbst ein Effekt von Differenzen, wie die mühsame Aufzählung von »semantischen Merkmalen« (un)schön demonstriert, und schon gar nichts Letztes oder Festes, wie Bedeutungswandel, Umwertungen und noch »Definitions«-Versuche belegen. Sind doch Definitionen (= »Abgrenzungen«!) nichts als das Zitieren oder Durchsetzenwollen von Fest-Setzungen und müssen sie wie jede andere Bedeutungsangabe sich weiterer Signifikanten bedienen, z.B. sprachlicher, gestischer, dinglich-stellvertretender. »Referenz« und »Bedeutung« sind gutgläubige Übereinkünfte, weil uns sonst alles in unbegrenzbarer Differenzen entglitte.

Noch flüssiger wird alles in der Rede, beim Geschriebenen (»parole«). Nicht die einzelnen Signifikanten »haben« hier ihren bestimmten Wert, sondern ihre möglichen, allzu möglichen Werte werden, »syntagmatisch«, bestimmt (?) durch ihre Beziehungen zu den umgebenden Signifikanten (»in praesentia«), nicht minder aber, »paradigmatisch«, durch ihre Beziehungen zu all dem anderen, das nicht dasteht (»in absentia«), zu schweigen von den immer abwesenden Signifikanten und den immer anderen, damit wertewandelnden situativen Kontexten. Wert- und darum auch bedeutungskonstitutiv sind also Beziehungen, und das heißt: Zwischenräume, Lücken und, hier dürfen wir ruhig weiterverschieben, Löcher, Abwesendes, Mangel, Phallus. Worauf es »eigentlich« ankommt, steht nie da; der Sinn »flottiert«.

Es könnte nun scheinen, als sei ein einzelnes Element doch bestimmt und bestimmbar im Rahmen eines Systems. Nur: Systeme sind nie fest, nie abgeschlossen; die Strukturen »spielen«.¹⁹ Hier beginnt die Geschichte gewaltsam zu werden. Prinzipiell ist das Differieren nicht sistierbar, sind auch »innerhalb« eines Systems die Anordnungen beliebig, da vertauschbar, wie ein poststrukturalistisch beliebtes Spiel »schlagend« veranschaulicht. Frau (!) kehre nur die Hierarchie von »männlich/weiblich« um, und schon wird die ganze vielleicht nicht schöne, aber doch »logische« männliche Werteordnung verkehrt: Ordnung, Erklärung, Realismus, Rationalität werden zu Beherrschung, Unterwerfung, Mitteln der Macht – »phallacies«, Produkte des »Phallogozentrismus«.²⁰

Andererseits: Was wäre verstörender, ja erschreckender als jenes (uranfängliche?) Chaos, dem »der Mensch« sich einst, da er dies

noch nicht war, ausgeliefert, in das er sich gestellt sah? Ungeschiedenes ist überlebensbedrohend; die Unterscheidungen müssen realitätsgerecht, naturentsprechend, eben: »richtig« sein. Das Spiel der Differenzen muß fest-gestellt werden; Fix(ier)punkte müssen her – und durchgesetzt, ja geglaubt werden als »natürlich/unumstößlich/gottgegeben/evident/selbstverständlich/entdeckt (und nicht etwa: erfunden) ...« Ordnung schaffen so Ge- und Verbote und Welt-Erzählungen, Mythen. Und dann eben auch: Religionen, Philosophien, Ideologien, Recht-S⁹,tzungen etc. Damit diese Ordnungen im strengen Sinne be-gründet sind, bedürfen sie eines Letztgrundes, eines »Zentrums«,²¹ das fix, gültig und wesenhaft ist und das so dem Spiel der Differenzen entzogen ist. Es darf nicht durch anderes, also differenziell bestimmt sein, sondern aus ihm muß alles andere – ordentlich – ableitbar sein. Derridas Aufzählung läßt sich so lesen als kursorischer Gang durch (unsere) Religions- und Philosophiegeschichte: »Götter (schön differenziell profiliert nach Eigenschaften und Zuständigkeiten), Gott, Idee, Ursprung, Substanz, Sein, Logos, Wahrheit, Bewußtsein, Natur, Subjekt ...«, fortsetzbar ohne weiteres mit »Klasse, Arbeit, Tausch, Psyche etc. etc.«

Die Geschichte aber enthüllt zweierlei: Sind die Zentren von Kultur zu Kultur einer Zeit verschieden, so wandeln sie sich (?) historisch auch innerhalb der gleichen Kultur (die dann die »gleiche« wohl nicht mehr ist), und mit ihnen die ganzen Ordnungen, Struktur-Festsetzungen. Aus der Perspektive eines Gottes (»the god's eye view«)²² erwiesen sie sich dann als das, was sie sind: als unfest und ersetzbar, als bloße Namen und Fluchtpunkte der festgezimmerten Strukturen – und als bedeutungslos, da ihre Profilierung ja untersagt ist. Hier begegnen: die Hilflosigkeit jeder, auch der »theo-logischen« Sprache vor »Gott«, die Unfähigkeit zu sagen, was denn »Sinn«, »wahres Sein« bedeuten, oder uns, jenseits von erschreckendem Kitsch, »erfülltes Leben, ewige Glückseligkeit« vorzustellen. Die Bilderverbote von Moses bis Adorno haben hier ihren Grund. »Nackte Namen«, dei absconditi.

Was sich so als letztlich (!) unsagbar, un-ein-bildbar erweist und doch immer andere, neue Namen erhält, könnte dem ungläubigen Blick sich als Phantasma, als bloße Setzung und damit als beliebig und gleich-gültig darstellen. Ist es das?

Zum einen: nein. Diese Zentren sind notwendig, sollen Kultur, Gesellschaft, Ordnung, Recht, Wahrheit ... möglich sein. Und eben auch: Zusammenleben, Verständigung, Kommunikation. Nicht Utopie und fröhliche Anarchie, – Atopie, Anomie, Aphasie, der Rückfall ins »Tremendum«,²³ ins Chaos wären die Folge. Zentrierungen sind überlebensnotwendig (not-wendig: Wende der Not).

Zum ändern freilich: ja, sind sie doch kulturell und geschichtlich variabel, sind sie Möglichkeitsbedingung und Folge der zwar notwendigen, gleichwohl nie letztbegründbaren, nie endgültig feststellbaren Konstruktionen. Sie sind Ergebnisse des Willens, die Welt zu ordnen und sich damit zu unterwerfen, sie »be-greifbar« zu machen; Produkte also des »Willens zum Wissen, zur Wahrheit« und damit zur »Macht«. Und dieser Wille zur Macht schreibt sich den Ordnungskonstruktionen ein. Sie müssen begrenzt, definiert werden und darum auch ausschließen: das Andere (das »Böse«, den »Wahnsinn«), folglich auch die anderen (die Wilden, die Barbaren, die Ungläubigen, die Häretiker, die Hexen ... die Irren). Die Instrumente, die zur Durchsetzung der »richtigen« Konstruktionen eingesetzt werden, verraten einiges vom Impetus, der sie hervorbringt: das Schwert, die Folter, der Kreuzzug, die Inquisition; aber eben auch: die Logik (der du dich unterwerfen mußt), die Vernünftigkeit, die Erklärung und Begründung, die Wahrheit – oder aber die Couch, die Klinik.

Was diesen Impetus jedoch hervorbringt, den Willen zum Wissen und zur Macht antreibt, ist die Überlebens-Not, der urchmenschliche Mangel an (vollem) Sein, an Sinn, an Ganzheit und Dauer.

Engführung – und Zerstreung

Hier schließen sich die beiden Linien zusammen: die phylogenetische der Zentrierungsgeschichte und die ontogenetische Geschichte vom kleinen Stückwerk- und Mangelwesen, das sein Begehren nun dieser geschichtsbeladenen Ordnung unterwerfen muß, will es nicht »Infans« bleiben. Da es nicht Gott ist, nicht von sich sagen kann: »Ich bin der ich bin«, und auch nicht Logos, Sein, Sinn ist oder hat, nie im Zentrum ist, muß es eintreten ins Differieren: es ist »es selbst« nur im Unterschied zu allen anderen. Und die Ordnungen, die es gebraucht, sind zwar »wirklich«²⁴ und wirksam, immer aber auch Setzungen und Ersätze: der Wille zur Beherrschung wird zur Selbstbeherrschung, mein wildes Begehren muß sich ordentlich artikulieren.

Und wiederum: Noch in der stillgestellten Struktur bestimmen die Relationen zwischen den Elementen den Wert, das Präsente verweist und ist darum nur Signifikant, selbst hier bestimmt durch Zwischenräume ... Und die Ordnung ist Struktur, d.h. sie ist, soll diese Bezeichnung nicht auch nur nackter Name sein, etwas Räumliches,

qua gesetzter Zentrierung übergegangen vom Flüssigen der unbegrenzten »différance« zu einem »Kristallgitter«. Starre Ordnung. Niemals kann, was immer zu sagen ist, »auf einmal« gesagt werden. Wer sich der Ordnung bedienen will (d. h. sich ihr unterwerfen muß), muß, was immer er/sie meint, ersetzen durch und übersetzen in die Signifikanten dieser Struktur und ihre Verknüpfungsregeln (»Grammatik«!). Unterstellt, es gäbe so etwas wie »eigenes und eigentliches Meinen«, – auch dieses Meinen müßte überführt (!) werden in eine Abfolge von – durch konstitutive Lücken profilierte – Signifikanten; es wird gleichsam »ausgestreut« (oder auch »verschüttet«) wie Samen: »dissemination«, verzeitlicht und veräumlicht wie in Rede und Schrift. Nicht nur verschoben wird so das Meinen, sondern im eigentlichen Sinne aufgeschoben: »temporalisation«. Das »a« in »différance« ist, wie auch anders?, kein Fehler, sondern signifikant: Index der Kraft, die da aktiv unterscheidet, verschiebt, aufschiebt. Hinter unserem Rücken, zwischen unseren Wörtern.

Thema II

Sprache, Sprachartiges, Symbolisches ist so erkennbar nicht nur Thema, sondern Ausgangs- und Bezugspunkt des Poststrukturalismus. Nicht nur, daß auch Poststrukturalisten Sprache und Schrift (ge)brauchen (sich ihrer bedienen? sich ihnen unterwerfen müssen?), um »uns anderen« etwas mitzuteilen, etwas erfahrbar zu machen, was sie (und uns) bewegt, – ein Mangel auch dies, dem freilich dadurch begegnet werden soll, daß eben nicht »ordentlich« gesprochen und vor allem geschrieben wird.

Unordenbarkeit ist vielmehr der Sprache selbst eingeschrieben aufgrund ihrer offenen Struktur der unbegrenzten Differenzen. Sie ist/hat kein Wesen und kein(en) Letztgrund, ist nicht »organon«, nicht Mittel, Werkzeug, Code, sondern wahrhaft »energeia«, ein Spannungsfeld mit unendlich variierbaren Relationen.

Die Ordnungen der Sprache aber, die Grammatik zumal, erweisen sich als durchaus (beherrschungs-)interessierte Vor- und Festschreibungen, wie denn jede Deskription noch zur Präskription zu werden droht nach dem Schema: »So machen es alle/die meisten/die Gebildeten«²⁵ – »So wird es (!) gemacht« – »So ist es« – »So mußt du es machen«, denn »So steht es geschrieben«.

Zugleich ist Sprache das Feld, in das Ordnungswille und -notwendigkeit feststellend eingeschrieben sind und die sie umgekehrt transportiert: in »Sprachregelungen«, in Definitionen, in den Regeln der »Diskurse«, der »Felder des Denk- und Sagbaren«, die eben nicht nur ermöglichen, sondern auch begrenzen: was wie gesagt werden kann und darf (»Ausschluß des Wahnsinns«, »Wille zum Wissen, zur Wahrheit«), was zusammengehört (z. B. Kriminologie oder/und Psychologie?), wer wo sprechen darf (»Verknappung der redenden Subjekte«) etc.²⁶

Sprache und Sprachartiges (»Symbolisierungen«) werden aber auch zum Zugang zu dem, was da »eigentlich« geschieht: Über die psychoanalytische »Redekur« zum Zugang zu den nicht auf realer Erfahrung beruhenden »Ein-«, sondern den nachträglichen Rück-Schreibungen von gleichfalls nachträglichen »Vorstellungsrepräsentanzen« (Lacan »wild« nach Freud), verstanden nun als »Signifikanten«, dem Phallus und seinem »Verlust« (der ja noch gar keiner war) zumal. Zugang damit zu jenem Mangel an Ganzheit, den das Begehren folgert, wo nichts »ganz« war, und das seine scheinhaften, »imaginären« Außenbilder wie seine ersatzhaften Ausdrücke im »Symbolischen« sucht und immer nur verschiebend, aufschiebend und zerstreud findend kann. Auch »das Unbewußte ist strukturiert wie eine Sprache«, ist, rückschreibend, schon »Rede des Anderen« und subvertiert durchaus.²⁷

Subversionen dessen, was so nie »eigen und eigentlich« war, sind damit alle Regeln und Ordnungen, die unser Sprechen und Kommunizieren ermöglichen sollen und vorschreiben müssen, beispielhaft auch die »Sprechakte« und ihre »Taxonomien«;²⁸ Subversionen dessen, was nie »un-verkehrt« war, des »vollen Subjekts«, sind alle Bilder, Zeichen, »Ausdrücke«, die dieses für »sich« zu finden wähnt; uneigentlich ist alle Rede, weil von dem, was mich bewegt, vom »Chaos, vom Kessel voll brodelnder Erregungen« (Freud) meines – eben – Unbewußten nicht gesprochen werden kann und darf; subvertiert durch die nachträglichen Ersatzbilder und -symbole, die ich vorfinde und die so nicht Nachahmungen, sondern (mythische) »Vorahmungen«²⁹ und Rückschreibungen sind. Das vermeinte Wiedererkennen in z. B. Osiris, Adonis, Dionysos und, durchaus, auch Ödipus wird zum Ersterkennen. Und, nun postfreudianisch, dies alles wird zu Rebus. Jeder Rebus aber ergibt, dechiffriert, immer einen Satz, eine Schrift – Eintritt in die »différance«.

Zugang bietet Sprachliches schließlich zu »unserer« Geschichte: die Texte der Mythen und Dichtungen, der Religionen und Philosophien, der Erkenntnistheorien und Wissenschaften, ja noch der Psy-

choanalyse selbst erweisen sich als »poetische«, als eben gemachte, konstruierte, in denen immer wieder neu (weil immer vergeblich) »zentriert« und geordnet wird. Diese Texte sind Dokumente der Versuche, Ordnung in »die Welt« zu bringen, wo, rückschlagend, nur Ordnung in die Sprache, als »Text«, gebracht wird – oder werden soll. Texte sind zum einen Dokumente der Diskurszwänge, des Willens zur Macht und seines Grundes, des unaufhebbaren Mangels an Sinn. Sie sind Konstruktionen, die dekonstruiert werden können.

Zum ändern sind diese Text-Konstruktionen nie »fest« oder »ganz«. Sowenig sie das, was sie begründen soll, ihr Zentrum, repräsentieren können, so sehr sind ihre Ordnungen schon selbst durchlöchert von ihrem Anderen, von dem sie nicht sprechen; unterminiert zugleich sind sie in ihren Ordnungen, die nie abgeschlossen werden können. Nach der »Logik des Supplements« ist jeder Text fortsetzbar, denn eingehakt werden kann ja nicht nur am – immer nur scheinbaren – »Ende«, sondern an jeder Stelle, zu schweigen von der Schreibbarkeit von Texten über Texte. Und weiterhin wird ihre Ordnung unterminiert durch das unvermeidliche Einbeziehen von Logiken, die der eigenen Logik zuwiderlaufen, Stichwort »Unlesbarkeit«: so, wenn zur Begründung des Logos zurückgegriffen werden muß auf den Mythos (wie allenthalben bei Platon), so, wenn die angeblich klare und logische Sprache der Philosophie(n) durchsetzt ist, in ihrer »Terminologie« gerade wimmelt von »uneigentlichen Ausdrücken« (vgl. die Metaphorik in »Theorie, Begriff, Methode, Erklärung« etc.), so schließlich, wenn Texte das Gegenteil von dem tun, was sie aussagen (in Kürzestform: »Jede allgemeine Aussage ist von Übel«). Zusammenhang, Logik, Lesbarkeit sind keine Effekte des Schreibens oder des Geschriebenen, sondern Effekte des gutgläubigen, des die Leerstellen kompensierenden, die Widersprüche korrigierenden, des »überlesenden« Lesens. Anlässe zum Dekonstruieren fürwahr.

(Un-)Fuge

Keineswegs geheimnisvoll, wenngleich durchaus erschreckend für Gut- und Rechtgläubige ist das Verfahren des Poststrukturalismus: die »Dekonstruktion«. Sie ist zunächst nichts anderes als die Umkehrung jenes gutgläubigen Lesens, ist die Aufkündigung des Lesbar-, Ganz- und Sinnvollmachten-Wollens, der »Verstehenswut«.³⁰ Und sie ist, nachdem nun die »Schulen des Zweifels«,³¹ Marxismus und Psychoanalyse, selbst zweifelhaft geworden sind, Aufkündigung jeder »positiven« Lehre, der – und sei's »kritischen« – Fortschreibung der theologischen und philosophischen Konstruktionen: »clôture« dieser Ära. Deren letztgültige Kritik wäre ja nur möglich von einem Ort aus, der außerhalb läge von Sprache, Strukturen, Diskursen und menschlichem Grundmangel, also von jenseits unserer Welt: »U-topie« im strengen Sinne, »kein Ort. Nirgends«.³²

Es bleiben: das Abbauen, das Aufzeigen, aus welch heterogenen und heterologischen Materialien die Systeme, die Texte gewebt sind; das gegenläufige Lesen, das die unvereinbaren Diskurse, Sprechweisen, Logiken ebenso bestimmt wie die Löcher, das Verschwiegene, das Andere der Systeme und Texte. Doch reicht dies nicht aus, denn die so erfaßbare »Mannigfaltigkeit« der Materialien könnte gewertet werden (und wurde gewertet) als »Reichtum«, als Vereinigung von Gegensätzen im Namen »höherer Ordnung und Wahrheit«. Aufgebrochen, aber gerade nicht ersetzt werden müssen daher auch die Ordnungs-Prinzipien der Systeme und Texte: ihre Hierarchisierungen. Vom Un-Ort unmöglicher Kritik aus kann dies nur geschehen durch Verkehrungen eben dieser Hierarchien. Zu lesen ist dann das Marginale statt des Zentralen, umzuwerten sind die Werte z. B. von »männlich/weiblich, rational/irrational, wörtlich/übertragen« etc., mitzulesen sind die Nebenbedeutungen (die »eigentlicher« sein können als die eigentlichen); es ist zu »deplazieren« und »invertieren« durch (entlarvende) Wiederholung, (ent-stellendes, da anders kontextuierendes) Zitat, Verzerrung, Parodie. Die Vorschrift der Texte ist »aktiv zu ignorieren«.³³ Herauskommen soll dabei keine neue Ordnung, sondern die Erkennbarkeit der rekonstruierten, erzwungenen Ordnung in den Texten sowie die ihnen eigene Unordnung, die begründet ist in ihrer Selbstreferenz, der Verhinderung aller Aneignung und Quelle aller Paradoxie. (vgl. den Anhang)

Dekonstruktion wird so zu einer Art Metasprache, nicht indem sie nur über andere Texte spricht, sondern indem sie vor allem deren Ernst als Spiel vorführt (!) und entstellend kenntlich macht. Das Ergebnis kann nur demaskierend sein: »poetische« Schattenspiele um leere Zentren.

Dem entspricht die poststrukturalistische »Schreibe«; deren gesuchte wie geschmähte »Dunkelheit« hat darin ihren Grund. Es soll ja nichts »Ordentliches« dabei herauskommen, sondern das Spiel als Spiel (und bis an die Grenzen des »Wahnsinns«) kenntlich werden.

Kontrapunkt

Unter der Perspektive der Dekonstruktion könnte es scheinen, »Poststrukturalismus« sei nichts anderes als Bezeichnung einer Verfahrensrichtung, weigern sich doch seine Vertreter, »positiv« Antwort darauf zu geben, wohin das führen soll.³⁴ Daß mit dem nun doch zum Faktor gewordenen Poststrukturalismus und dem Dekonstruieren sich »etwas« ändern wird und muß, wird nicht nur nicht bezweifelt, sondern sogar erwartet. Also doch »Prinzip Hoffnung« und »Teleologie«? Da sei das Bilderverbot vor!

Gezeitigt hat der Poststrukturalismus Wirkung, und die ist fragwürdig; bedenklich zum einen, bedenkenswert zum ändern.

Was hier ausgeführt steht (mit, wie anders, unzähligen Löchern und Supplementierbarkeiten), ist selbst sicher keine »neutrale« Darstellung der Herausforderung »Poststrukturalismus«. Es will Dekonstruktion sein in umgekehrtem Sinne: systematisierende Parodie des angeblich Unsystematischen und Unsystematisierbaren. Und erkennbar sollte dabei werden, daß »Poststrukturalismus« alles andere ist als eine Nicht-Position. Ganz suggestiv nämlich weiß er, seine Setzungen zu überspielen.

Zunächst freilich ist er Negation, nicht nur im Sinne der beschriebenen Aufkündigungen, sondern durchaus auch »logisch«: passive Negation insofern, als er ja nicht, positionsbeziehend-aktiv, behauptet: »Es gibt keinen Gott/Sinn/Logos ...«. Vielmehr liegt die Form zugrunde: »Es wird nicht behauptet (und damit auch nicht bestritten), daß es ein X gibt.« Die Behauptung von Nicht-Sinn ist etwas anderes als die Nicht-Behauptung von Sinn.

Poststrukturalismus wäre damit einzuordnen in jene »negativen« Richtungen wie Agnostizismus, Skepsis, Ironie (die frühromantische zumal). Doch dies ist Schein, und zwar doppelter.

Zum einen: Das Reden über und Entlarven von anderer Leute und Positionäre Texte(n) gibt sich als metasprachliches, metastrukturelles Spiel. Über »Welt« soll ja nichts (Neues, Positives) ausgesagt werden. Dennoch wird die Negation aktiv. Denn aus den immer wieder erfolgten Zentrierungen und ihrer Variation und Unabschließbarkeit wird flugs gefolgert, daß diese nur Konstruktionsbedingungen und -fluchtpunkte sind, leere dazu; daß sie deshalb beliebig sind und daß es sie deshalb nicht »gibt«. Also doch: »Es gibt keine ...«

Zum anderen: Irgendetwas, das selbst nicht Sprache ist, muß Sprache und Sprachgebrauch bewegen, d.h. motivieren und strukturieren. Und siehe, zwei Wesenheiten werden dingfest gemacht: der Mangel (onto- wie phylogenetisch, daraus entspringend »Begehren« und »Wille zur Macht«) und die »différance«, eine durchaus aktive Kraft. »Mangel«, »Begehren«, »différance« aber sind keineswegs metasprachlich gebraucht, sondern sie bezeichnen (oder sollen bezeichnen) wirkliche Eigenschaften von wirklichen, geschichtemachenden und -erleidenden Menschen und wirkliche Kräfte und Mächte in und hinter der Sprache. Positionen also doch, er-dekonstruiert.

Bedenklich und bedenkenswert sind damit auch die Konsequenzen und Wirkungen des Poststrukturalismus.

Wenn die Zentrierungen sich als vorgeblich leer und beliebig erweisen, dann kann man zweierlei tun: entweder verstummen – mit allerdings höchst bedenklichen Konsequenzen für die eigene, nun auch ökonomische Position und für die anderen, die es immer noch nicht gemerkt haben, oder aber spielen – mit höchst erfreulichen Konsequenzen nun in jeder Hinsicht. Nur erfreulichen?

Hier schlägt die »Dialektik der Aufklärung« noch einmal voll durch: Wenn es wirklich gleichgültig ist, was da konstruiert wurde, und damit auch, womit wir entlarvend spielen, dann wäre es doch verquer, dafür irgendwelche (dann wohl spürbaren, nicht nur signifikantenhaften) Opfer zu bringen. Warum sich dann, flott schreibend und, soweit erlaubt, noch damit spielend, nicht den mächtigen Ordnungen und ordnenden Mächten ein- und anschmiegen? Der Hochglanz-»Zeitgeist« inklusive Anzeigenteil möchte hier lehrreich sein.³⁵

Und hier wäre, nochmals dekonstruktiv, »der Poststrukturalismus« gegen sich selbst zu kehren, unter Zitierung der außer Kurs geratenen »Aufklärer«, »Kritischen Theoretiker« und »(Sprach-)Therapeuten«, mit denen der Poststrukturalismus im Ansatz mehr gemeinsam hat, als manchem lieb sein kann. Denn Dekonstruktion könnte ein durchaus aufklärerisch-emanzipatorisches Potential (nun doch) entfalten:

- gegen unsere »Sprachvergessenheit« (Gadamer),³⁶ die bewirkt, daß wir meinen, wir sprächen (oder schrieben oder läsen oder sähen) »Wirkliches« oder »von Wirklichem«, wo wir, wohl unstrittig, nur Signifikanten bewegen, deren Ordnung nie die unsere ist;
- gegen die »großen Worte« und Ideologien und alles »Natürliche und Selbstverständliche«, – (macht-)interessierte Konstruktionen sie wie auch das, was man uns als »unabänderlich, gültig, wahr, notwendig ...« lehrt. »Verfremdung« (Brecht) tut noch immer not;

- gegen die »Verhexung unseres Verstandes durch die Mittel unserer Sprache«, die schon Wittgenstein³⁷ zu therapieren versuchte, und gegen die ästhetischen Verhexungen der Kunst, der Dichtung und Dichter, der Vorbilder und Vor-Bilder, deren Größe und Ganzheit und Schönheit hineinprojizierter Schein sind. »Imaginäres« in Fülle;
- zur Erkenntnis dessen, was »unserer« Sprache und »unserem« Sprachgebrauch an Gesellschaftlichem und Geschichtlichem eingeschrieben ist, »(Phal)Logo-zentrismus« und »Wille zur Macht« zumal, und zwar weit übers Maß eines (kommunikativ) Notwendigen hinaus ...

Sprachspiele? – Es geht, noch immer, um (real!) Notwendiges, das aufzuzählen sich erübrigt, dem mit Signifikanten-Spielen allein aber gewiß nicht beizukommen ist. Der Poststrukturalismus wäre vor manchen seiner Vertreter und Anhänger post-poststrukturalistisch zu retten. Denn wir haben (noch) nicht alles hinter uns.

Finale (?)

Anhang zur Therapie des Spiels/ zur Spieltherapie: Wo Dekonstruktion beginnen könnte

- Sei spontan!
- Du sollst mir nicht immer gehorchen!
- Jede allgemeine Aussage ist von Übel. (Goethe)
- Nichts ist selbstverständlich. (Weimar)
- Ich denke nicht an Schiller.
- Ich will hier nicht reden von ...
- Niemand muß müssen. (Lessing)
- Ich als ich (und ich als ein anderer).
- Das Licht der Wahrheit wird alle rhetorischen Vernebelungen durchdringen und vor allem die bildlichen Verschiebungen als Irrtümer entlarven.
- Ich bin nichts weniger als glücklich über ...
- Es ist die höchste Forderung an das Kunstwerk, daß alles an ihm ungezwungen sei.
- Wir Künstler fordern die gesetzlich garantierte Freiheit der Kunst.
- Wenn die meisten von ihrer Freiheit keinen rechten Gebrauch zu machen wissen, müssen sie notfalls vom Staat dazu gezwungen werden.
- Ich gebe dich frei, damit du mich liebst.
- Der Scheincharakter der Kunst ist die Bedingung ihrer Wahrheit.
- Jeder Roman ist zugleich die Kritik des Romans. (Culler)
- Jede Lektüre ist eine Fehllektüre. (de Man, Bloom)
- Dekonstruktive Erzählungen sind Allegorien ihrer Unlesbarkeit. (de Man)
- Das, was ein Text bedeutet, muß vom Leser produziert werden. (Derrida)

Franz Kafka: *Wunsch, Indianer zu werden*

Wenn man doch ein Indianer wäre, gleich bereit, und auf dem rennenden Pferde, schief in der Luft, immer wieder kurz erzitterte über dem zitternden Boden, bis man die Sporen ließ, denn es gab keine Sporen, bis man die Zügel wegwarf, denn es gab keine Zügel, und kaum das Land vor sich als glatt gemähte Heide sah, schon ohne Pferdehals und Pferdekopf.

Anmerkungen

Anmerkung zu den Anmerkungen: Da das Vorstehende aus einiger Zeit der Beschäftigung mit »Poststrukturalistischem« hervorgegangen ist und zumindest in seinen Wörtern und Worten fast ausschließlich aus Zitaten besteht, müßten hier hundert(e) Anmerkungen folgen. Verwiesen wird nur dort, wo es besonders abenteuerlich oder gestohlen ist. – Anführungszeichen im Text markieren Zitate, aber auch Zitiertes: »Was ›man‹ halt so sagt«.

1 Zur Unlesbarkeit vgl. Paul de Man 1988: Allegorien des Lesens. Frankfurt/M., bes. S. 111; Jonathan Culler 1988: Dekonstruktion. Derrida und die poststrukturalistische Literaturtheorie. Reinbek, bes. S. 292f.

2 Vgl. den Titel der von Friedrich A. Kittler 1980 herausgegebenen Textsammlung »Ausbreitung des Geistes aus den Geisteswissenschaften. Programme des Poststrukturalismus«. Paderborn (etc.).

3 Vgl. Michel Foucault 1970: Die Ordnung des Diskurses. Frankfurt/M. (etc.), bes. S. 11; Jacques Derrida 1984: Guter Wille zur Macht I und II. In: Philippe Forget (Hrsg.) 1984: Text und Interpretation. München, S. 56–58 und 62–77.

- 4 So schon Freud, nach ihm Jaques Lacan. Vgl. Hermann Lang: Die psychoanalytische Theorie Jaques Lacans. In: Die Psychologie des 20. Jahrhunderts, Bd. 10, 1980, S. 717–727, hier S. 723.
- 5 Dieser Abschnitt ist ein Abhub vor allem aus Derridas Schriften; zu den einzelnen »Begriffen« vgl. die nachfolgenden Umschreibungen.
- 6 Im Unterschied und dann auch wieder in Übereinstimmung mit J. Derrida 1986: Positionen. Graz/Wien.
- 7 Culler 1988 (= Anm. 1), S. 258.
- 8 Aus schon fast Unzähligem nur zwei, lesbare dazu:
– Manfred Frank: Was ist Neostrukturalismus? Frankfurt/M. 1983.
– Culler 1988 (= Anm. 1).
- 9 Dieses jetzt sehr verbreitete Schlagwort zuerst wohl bei Geoffrey Hartman 1981: Saving the Text. Literature, Derrida, Philosophy. Baltimore, S. 33; vgl. auch Culler 1988, S. 28.
- 10 Culler 1988, S. 258.
- 11 Dieses freie, da systematisierende Kondensat aus Lacans Kryptogryphen ist, nochmals anders systematisiert, nachzulesen in Lang 1980 (= Anm. 4).
- 12 Lang 1980, S. 720.
- 13 Vgl. dazu Lang 1980, S. 720; zum Original Jaques Lacan 1975; Schriften I. Frankfurt/M., S. 71–169.
- 14 Vgl. Lang 1980, S. 721.
- 15 Der »ursprüngliche« Text: J. Derrida 1983: Grammatologie. Frankfurt/M., bes. Kap. 2, S. 99ff, und dann immer wieder ...
- 16 Vincent Descombes 1981: Das Selbe und das Andere. 45 Jahre Philosophie in Frankreich 1933–1978. Frankfurt/M., S. 51 (eine übrigens vergnüglicherweise informative Lektüre, besonders über die »Vorgeschichte« des Poststrukturalismus).
- 17 Derrida 1983 (= Anm. 5).
- 18 Vgl. Ferdinand de Saussure 1967: Grundfragen der allgemeinen Sprachwissenschaft. Berlin, S. 78 und dazu Jaques Lacan 1957: Das Drängen des Buchstaben im Unbewußten oder die Vernunft seit Freud. In: ders. 1975: Schriften II, S. 15–55. Vgl. bes. S. 16ff.
- 19 Vgl. J. Derrida 1985: Die Struktur, das Zeichen und das Spiel im Diskurs der Wissenschaften vom Menschen. In: ders. 1976: Die Schrift und die Differenz. Frankfurt/M., S. 422–442; vgl. auch Derrida 1983 etc. etc.
- 20 Vgl. Culler 1988, S. 66f.
- 21 Derrida 1985 (= Anm. 19), S. 422f.
- 22 So der amerikanische Philosoph und Dekonstruktionskritiker Bernd Magnus 1983: The End of »The End of Philosophy«. In: H. J. Silverman/Don Ihde (Hrsg.) 1983: Hermeneutics and Deconstruction. New York, S. 2–10, bes. 2ff. (mit weiterer Literatur – »Auf den Schultern von Riesen«).
- 23 Vgl. Hans Blumenberg 1979: Arbeit am Mythos. Frankfurt/M., S. 33 passim und kürzer: ders. 1971: Wirklichkeitsbegriff und Wirkungspotential des Mythos. In: Manfred Fuhrmann (Hrsg.) 1971: Terror und Spiel. München, S. 11–66, hier S. 33.
- 24 Zur »Wirklichkeit des Symbolischen« vgl. Lang 1980, S. 721.
- 25 Diese schöne Reihe (Climax? Anticlimax?) ist von Aristoteles gestohlen, dort auf das »Wahrscheinliche« bezogen.
- 26 Diese Diskurs-»Prozeduren« (in Auswahl) nach Foucault 1970 (= Anm. 3).
- 27 Vgl. Lang 1980, S. 723.
- 28 Zur Auseinandersetzung Derrida – Searle vgl. J. R. Searle 1977: Reiterating the Differences: A Reply to Derrida. In: Glyph 1 (1977), S. 198–208; J. Derrida 1977: Limited Inc. Supplement zu Glyph 2 (1977).
- 29 Hans Blumenberg 1957: »Nachahmung der Natur«. Zur Vorgeschichte des schöpferischen Menschen. In: Studium generale 10 (1957), S. 266–283, hier S. 283.
- 30 Jochen Hörisch 1988: Die Wut des Verstehens. Zur Kritik der Hermeneutik. Frankfurt/M.
- 31 Paul Ricoeur 1969: Die Interpretation. Ein Versuch über Freud. Frankfurt/M., S. 45f.
- 32 So der Titel des Kleist – Günderode-Buchs von Christa Wolf.
- 33 John Brenkman 1976: Narcissus in the Text. In: Georgia Review 30 (1976), S. 293–327, hier S. 310. Zitiert nach Culler 1988, S. 287.
- 34 Vgl. J. Derrida 1982: The Conflict of Faculties. In: Michael Riffaterre (Hrsg.) 1982: Language of Knowledge and of Inquiry. New York. Vgl. auch Culler 1988, S. 173.
- 35 Joseph von Westphalen: Hasso von Braunfels. In: Frankfurter Rundschau vom 9.1.1989, S. 6 – ein »Furioso« an Kritik am Zeitgeist für wahr.
- 36 Hans-Georg Gadamer 1984: Text und Interpretation. In: Forget (Hrsg.) 1984 (= Anm. 3), S. 24–55, hier S. 37.
- 37 Ludwig Wittgenstein: Philosophische Untersuchungen, § 109.

»Er muoz gelichesame die leiter abewerfen, sô er an ir ufgestigen.«
(Eco/Wittgenstein: Tractatus 6.54)

Dr. Jürgen Landwehr ist Literaturwissenschaftler an der Universität Mannheim.